

Stellungnahme des ATK

(Arbeitskreis Theologie und Katechese)

1.17

zu

Religion – Sekundarstufe I

Grundfassung

I: Jahrgangsstufen 5/6:	Zeit der Freude
II: Jahrgangsstufen 7/8:	Wege des Glaubens
III: Jahrgangsstufen 9/10:	Zeichen der Hoffnung

von Werner Trutwin

Patmos Verlag, Düsseldorf 2006-2007

ISBN: I: 978-3-491-74415-8 (Verlag Oldenbourg/bsv: 978-3-7627-0418-8); II: 978-3-491-74416-5 (Verlag Oldenbourg/bsv: 978-3-7627-0399-0); III: 978-3-491-74417-2 (Verlag Oldenbourg/bsv: 978-3-7627-0411-9)

(Hinweis: Unsere Untersuchung bezieht sich auf die Originalausgabe aus dem Patmos Verlag.)

**Bewertung:
zwiespältig**



Einerseits sehr viel Gutes

Viele Abschnitte in dem Werk gefallen uns sehr, sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich ihrer pädagogisch geschickten Formulierung und Darbietung. Dasselbe gilt durchweg von der optischen Aufbereitung des Textes und dessen ansprechender Bebilderung.

Gut oder sehr gut finden wir u. a. viele *Sachangaben zur Bibel*, in Bd. 1 etwa S. 35-41; 48-53: Abraham; 58-62: biblische Zeitgeschichte; 2: 52f: Jeremia; 129: Nachfolge Jesu; 3: 9: biblische Hoffnungstexte; 40: Bilder der Paradieserzählung; 54f: die Zehn Gebote.

Ebenso die Darstellung der meisten Lebensbilder innerhalb der Kirchengeschichte, besonders 1, 18f: Don Bosco; 132-135: Franz und Klara von Assisi (auch hinsichtlich ihrer Freundschaft); 136f: Thomas More; 168f: Mutter Teresa; 3, 124f: Friedrich Spee; 128f: Die Weiße Rose; 130f: Johannes XXIII.; 141: Helder Comara, Oscar Romero.

Ferner die Themen Gebet (1, 80f; 86-91), insbesondere das Psalmengebet (84); Nöte von Kindern, Hilfe für Kinder, Kinder Gottes (26; 28-31); Jugend heute (2, 24); Freiheit und ihre Grenzen (28f); Beziehung zu den Eltern (30f); Menschenrechte; auch die Abtreibung als Verstoß dagegen (166f); dieses Thema erneut 178; Verantwortung (173-178); kein falsches Zeugnis (178); Beziehung zu Ausländern (190) und Mobbingopfern (191); eindeutige Ablehnung der Esoterik (192-201), mit Hinweis auf das notwendige Vertrauen auf Gottes Willen (195); Warnung vor Nikotin (184), Alkoholismus (186) und Drogen (188f); Gewalt und Gewaltdarstellungen (3, 148); Christliche Soziallehre (168f); Aufruf Jesu zum Gewaltverzicht (Bergpredigt) und sein eigenes Beispiel bei seiner Festnahme (154f); Überlegenheit des Menschen, u. a. auch über gentechnische Produkte: durch sein Fragen nach Woher und Wohin, und damit nach Sinn und nach Gott (159); Begleitung Sterbender, besonders: mit ihnen beten und ihnen zum Empfang der Sakramente verhelfen (160); bedrohte Schöpfung; der Mensch als „Mieter“, nicht Eigentümer der Welt (2, 112; 114f; 3, 42f); die Kirche als „GmbH“: „Gesellschaft mit begründeter Hoffnung“ (2, 160). Im Unterschied zu den meisten derzeitigen Religionsbüchern wird hier auch die Teilnahme an der Sonntagsmesse, trotz der Gefahr des Verspottetwerdens durch andere, geschickt als Gewissensfrage nahegebracht (2, 178).

Erstaunlich gut erscheint das eindeutige Bekenntnis des Autors zu der von Jesus verkündeten Unauflöslichkeit der Ehe, zum Festhalten daran in der Praxis der Kirche, zum Warten mit der vollen sexuellen Gemeinschaft bis zur Ehe sowie zum männlichen und weiblichen Zölibat. Nahegebracht werden die beiden letztgenannten Entscheidungen durch ein Foto von einer jungen, schelmisch lächelnden, handytelefonierenden Ordensschwester, neben dem Zeugnis einer ehewilligen Neunzehnjährigen, die sich hinsichtlich der vorehelichen Beziehungen nach der Bibel und nach der aus den USA stammenden Maxime „Just say no!“ richtet: ein Beispiel unter vielen, wie der Autor wichtige und für viele schwer zu akzeptierende Inhalte geschickt und originell aufzubereiten weiß (3, 113).

Andererseits: schwerwiegende Fehlaussagen

Wenn unser Text hierzu länger wird, dann nicht unbedingt weil diese Punkte zahlreicher wären als die Pluspunkte, sondern weil wir hier differenzieren und unseren Widerspruch begründen müssen.

Thema Gott

Der Glaube, so heißt es, könne sich „auf gute Gründe des Herzens stützen“ (2, 13). Nirgendwo wird ausdrücklich erklärt, dass es dafür ebenso gute *Vernunftgründe* gibt. Die diesbezüglichen Aussagen des Buches erscheinen bestenfalls inkonsequent, eher jedoch ablehnend als zustimmend. Dass der Mensch grundsätzlich fähig ist, das Dasein Gottes aus der Betrachtung der Welt heraus mit Sicherheit zu erschließen, wurde vom Ersten Vatikanischen Konzil (1870) aufgrund der Bibel (Weish 13, 1-9; Röm 1, 19-23) und der gesamten kirchlichen Überlieferung höchstverbindlich verkündet¹. Dasselbe gilt für die Wahrheit, dass Jesus als Messias und Sohn Gottes vom Vater „beglaubigt (wurde) durch machtvolle Taten, Wunder und Zeichen“ (Apg 2, 22²). Auch in diesem Punkt ist die kirchliche Überlieferung ebenso eindeutig³, und gegenüber der rationalistischen Bestreitung seit dem 18. Jh. hat wiederum das Erste Vatikanum höchstverbindlich festgestellt, dass durch Wunder „der göttliche Ursprung der christlichen Religion

¹ Denzinger/Hünermann, Enchiridion Symbolorum, Nr. 3026.

² Eine lange Liste weiterer Stellen aus dem Neuen Testament: s. F. Reckinger, Wenn Tote wieder leben. Wunder: Zeichen Gottes oder PSI?, Aschaffenburg 1995, 43-45.

³ Zeugnisse aus dem 1. Jahrtausend ebd. 46f.

gültig bewiesen“ ist⁴. Dieser Lehre wird vom Autor formell widersprochen. Als Begründung dafür, dass Wunder keine Beweise sind, wird angeführt, dass das Neue Testament von Menschen berichtet, die Wunder gesehen und dennoch nicht an Jesus geglaubt haben (2, 93). Diese Argumentation setzt voraus, dass wirkliche Beweise in jedem Fall zwingend seien. Das trifft jedoch offensichtlich nicht zu. Denn sobald das, was bewiesen wird, einen Menschen existenziell betrifft, bleibt dessen Zustimmung auch solchen Argumentationen gegenüber frei, die von anderen Personen eindeutig als gültige Beweise angesehen werden. Eine wichtige Sparte des gesellschaftlichen Lebens, die Justiz, berücksichtigt diese Erkenntnis, indem sie Richter, die zu einem Angeklagten eine persönliche Beziehung haben, für „befangen“ erklärt und von der Führung des entsprechenden Prozesses ausschließt.

Dementsprechend ist das „nicht beweisbar“ in Bezug auf die Erkenntnis der Existenz Gottes in 3, 73 (Mitte rechts) zumindest missverständlich. Mit Fragen an die Schüler wie: „Glaubst du, dass es Gott gibt?“ und: „Welche Gründe zum Zweifeln kennst du?“ (3, 63), sowie mit der Behauptung, „der Weg zu einem glücklichen Leben“ führe „immer wieder durch Zweifel“ (2, 17), wird zum Zweifel an Gottes Dasein förmlich angeleitet, statt dass Hilfen zu dessen Überwindung und zu einer stabilen, auch rational begründeten Glaubenszustimmung geboten würden. Im Unterricht nach persönlichen Überzeugungen und Einstellungen zu fragen ist *grundsätzlich als Unfug zurückzuweisen*. Die Frage zur Gotteserkenntnis kann nur lauten: Welche Gründe haben Christen (oder überhaupt Monotheisten), die Existenz eines einzigen Schöpfergottes anzunehmen, und welche religiösen und weltanschaulichen Alternativen gibt es dazu? Verstärkt wird die kontraproduktive Wirkung der genannten Inhalte noch durch blasphemische Texte, wie das Lied der „Toten Hosen“ in 3, 64, die vorletzte Schüleräußerung ebd. S. 65 und die Malerei von S. 76. Und was soll der Unsinn mit dem Ineinschreiben von „god“ und „dog“ auf einem T-Shirt ebd. 29? Vor Gott und in Bezug auf ihn darf man im Gebet sicher Klagen äußern, keinesfalls jedoch „Anklagen“, wie ebd. 84 behauptet wird. Allein die Frage, vor *wem* wir ihn denn anklagen sollten, beweist, wie unsinnig ein solcher Versuch wäre.

⁴ Wie Anm. 1, Nr. 3033 (eigene Übersetzung).

Nichtchristliche Religionen

Hier bietet der Autor viele ausführliche und präzise Sachangaben zu Judentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus, ganz in Fortführung dessen, was wir von ihm seit Jahrzehnten gewohnt sind und dankbar anerkennen. Bedenken und kritische Anfragen haben wir zu folgenden Einzelpunkten.

Zum **Judentum** fehlt als Grund für das Bilderverbot die Gefahr des Abgleitens in den Polytheismus (2, 79). Dass unser Gespräch mit den Juden „nicht mehr die Taufe zum Ziel“ haben soll (218), können wir so nicht akzeptieren. Richtig wäre: „... nicht mehr zum unmittelbaren und einzigen Ziel“. Der Missionsbefehl Jesu, der in 2, 170f nach Matthäus zitiert und gut kommentiert wird, bezieht sich ausdrücklich auf alle Völker; und die Parallele bei Lukas 24, 47 spricht gar ausdrücklich von „allen Völkern, *angefangen in Jerusalem*“.

Zum **Islam** heißt es bezüglich des Koran ungeschützt: „Sein Text wurde Mohammed vom Engel Gabriel offenbart“ (1, 206). Das nimmt der Autor, so wie wir ihn zu kennen meinen, wohl kaum wörtlich. Aber für 11-12-Jährige sollte er deutlich sagen, dass dies lediglich die Überzeugung gläubiger Muslime ist. Nicht bloß unvorsichtiger Sprachgebrauch ist es, wenn Mohammed in 2, 57 als islamischer *Prophet* bezeichnet wird, denn das steht am Ende eines (guten) Kapitels über die Propheten des Alten Testaments und über Personen, die als christliche Propheten vorgestellt werden. Bei Mohammed müssen wir die Zuerkennung dieses Titels zurückweisen, nicht nur wegen Inhalten seiner Botschaft wie Polygamie, Schlagen der Frauen und Gewaltanwendung gegen Andersgläubige, sondern vor allem wegen der ausdrücklichen Leugnung der Gottheit Jesu und seines Todes am Kreuz. Diese und einige weitere Punkte die in deutlichem Gegensatz zur christlichen Lehre stehen, sind übrigens auf S. 212 des 1. Bandes gut dargestellt.

Dass wir Christen die Bibel „nicht in jedem Wort für irrtumsfrei“ halten (1, 206), ist missverständlich. Es trifft zu oder nicht, je nachdem welche Beziehung das betreffende Wort zur Offenbarung Gottes innerhalb der Geschichte unseres Heiles aufweist. Der Unterschied, der in Bezug auf das Koran-Verständnis des Islam zu benennen wäre, ist, dass die christliche Lehre von der „Inspiration“ (Eingebung) der Hl. Schrift keinerlei „Diktat“ des Textes bedeutet, wie die Muslime es vom Koran behaupten, sondern eine besondere innere Hilfe Gottes, die die eigen-

ständige schriftstellerische Tätigkeit und Bemühung der menschlichen Autoren in vollem Umfang voraussetzt und bestehen lässt.

Wenig sinnvoll erscheint der Abdruck der außerkoranischen Legende von Mohammeds Himmelsreise (1, 201), vor allem der dabei nach dem ersten Satz vollzogene Übergang von der Konjunktiv- in die Indikativform der Verben, die den Eindruck erwecken könnte, als sollten wir diese Geschichte für bare Münze halten.

In 1, 212 links oben werden die islamische und die christliche Gemeinschaft in gleicher Weise getadelt, weil es zwischen ihnen „immer wieder Auseinandersetzungen und sogar Kriege“ gegeben habe. Ein solcher Tadel ist Christen gegenüber vollauf berechtigt, weil Jesus uns durch Wort und Beispiel Feindesliebe und Gewaltfreiheit gelehrt hat und die grundlegende Erstausbreitung des Christentums bis ca. 300 gewaltfrei erfolgt ist. Derselbe Tadel ist Muslimen gegenüber wohl zu streng, weil Mohammed durch Wort und Beispiel Ausbreitung durch Krieg gelehrt hat und die faktische grundlegende Ausbreitung auch nach seinem Tod (632) bis Mitte des 8. Jh.s auf dieselbe Weise erfolgt ist. Gewiss können und sollen wir in einer vom Christentum und der europäischen Aufklärung geprägten Welt, die dabei ist und dazu genötigt ist, sich zu vereinen, auch die Muslime zur Zusammenarbeit und zum friedvollen Miteinander einladen (vgl. ebd. 213 den entsprechenden Aufruf von Johannes Paul II.). Aber wir sollten uns dabei bewusst sein, dass das für uns nichts anderes bedeutet als die wörtliche Befolgung von Wort und Beispiel unseres Stifters, für die Muslime dagegen eine *Umdeutung* ihrer ursprünglichen Tradition.

Zu Hinduismus und Buddhismus: Kann man wirklich von „Gottese Erfahrung“ in diesen beiden Philosophie-Religionen sprechen (3, 84) – es sei denn bei den wenigen unter ihren Anhängern, die faktisch (unter christlichem oder islamischen Einfluss?) monotheistisch eingestellt sind?

Was die christliche Verwertbarkeit des Zen betrifft, scheint uns das Schreiben der Glaubenskongregation von 1989 „über einige Aspekte der christlichen Meditation“⁵ weit weniger optimistisch zu urteilen als das Religionsbuch, Bd. 3, 143.

⁵ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles, Nr. 95, S. 11f (Nr. 12).

Unter dem Titel „Versöhnung zwischen den Religionen“ wird ebd. 209 ein Text von Gandhi empfohlen, der in Wirklichkeit für die Gleichstellung aller Religionen unter Absehen von der Wahrheitsfrage plädiert. „Versöhnung“ kann es im Übrigen nicht zwischen einander weitgehend widersprechenden Religionen geben, sondern nur zwischen deren Vertretern. Ein sprechendes Beispiel dafür hat Jesus gegeben, indem er sich „versöhnt“ mit der Samariterin am Jakobsbrunnen unterhielt, dabei aber deutlich klarstellte: „Das Heil kommt von den Juden“: Indifferentismus gibt es für ihn nicht, der auch gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Demgegenüber ist die Aussage, Jesus sei „für das Heil aller Menschen bedeutsam“ (3, 228) *zu schwach: Heil gibt es nur durch ihn* – auch für jene, die ohne ihre Schuld nicht an ihn glauben können und deswegen ggf. ohne den ausdrücklichen Glauben an ihn gerettet werden.

Ähnlich wären Missverständlichkeiten ebd. 217, Mitte rechts, 222, unten links, und 225, oben links, u. a. anhand der guten Texte von 219, unten links, und 223, oben links, zu entwirren. In 2, 54f wird der Indifferentismus dadurch gefördert, dass hinsichtlich der Verschonung der Niniviten in der Jona-Erzählung deren Umkehr und Bußleistung auf die Predigt des für sie fremden Propheten hin verschwiegen wird.

Zur Bibel

Trutwin lässt den Evangelisten Markus den Schülern erklären: „Nein, ich selber habe ihn (Jesus) nie gesehen“ (2, 64). Woher soll er das so sicher wissen? Es ist gut möglich, wie eine ideologiefreie Exegese es lange Zeit hindurch angenommen hat, dass der Evangelist jener Johannes Markus ist, dessen Mutter die Gastgeberin der Jerusalemer christlichen Urgemeinde war (Apg 12, 12), und dass er ebenfalls identisch ist mit dem anonymen jungen Mann, der bei der Verhaftung Jesu anwesend war, gefasst wurde und unter Zurücklassen des Tuches, mit dem er eingehüllt war, nackt geflohen ist. Markus allein spricht davon (14, 50) – und wieso wäre es erwähnenswert gewesen, wenn es sich nicht um den Verfasser selbst gehandelt hätte?

Im Lehrbuch erklärt Markus ferner, warum er so wenig über das berichtet habe, „was sich bei der Auferstehung ereignet haben soll“. Seine verblüffende Aussage: „Darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können“! Das ist sehr erstaunlich, wo doch Paulus bezeugt, dass er selbst, als er Christ wurde, gerade darüber (und über die Einsetzung

der Eucharistie) ausführlich informiert wurde (1 Kor 15, 3-7; 11, 23-25). Damit die Schüler die zitierte fiktive Aussage des Markus überhaupt einordnen könnten, müsste ihnen vorab gesagt werden, dass der sog. Markusschluss, 16, 9-20, wahrscheinlich später von anderer Hand nachgetragen wurde. Diese Information *fehlt* jedoch! Vor allem aber gibt es eine *Alternativhypothese*, die das Fehlen von Erscheinungen des auferstandenen Herrn im ursprünglichen Markusevangelium weit aus besser erklärt als die von Trutwin gebotene. Sie besagt, dass man in der früheren Zeit, als das Markusevangelium erschien, noch keinen Bedarf empfand, diese Reihe von Ereignissen schriftlich aufzuzeichnen, weil gerade diese sehr intensiv mündlich weitergegeben wurde und die Gemeinden nach Möglichkeit versuchten, wenigstens zur Osterfeier einen der über 500 Augenzeugen in ihrer Mitte zu haben, von denen Paulus spricht (1 Kor 15, 6), und die das Geschehene live bezeugen konnten.

Mit dem Gesagten hängt die Frage der *Datierung* der neutestamentlichen Schriften eng zusammen. Seit Mitte des 20. Jh.s hat sich auch in der katholischen Exegese deren Spätdatierung weitgehend durchgesetzt, und diese wird vom Autor unkritisch übernommen: Evangelien zwischen 70 und 100 (1, 119), Markus ca. 70, Matthäus ca. 80, Lukas, die Apostelgeschichte und Johannes ca. 90 (2, 66f). Das ist altbekannt, doch die Reihe der Exegeten, Althilologen und Historiker, die dem widersprechen, reißt nicht ab⁶. Demnach kann man wissenschaftlich sauber die Spätdatierung *auf keinen Fall*, wie hier, *als eine feststehende Tatsache* hinstellen. Die für sie sprechenden Argumente sind mehr als dürftig.

An sich ist die Frage nicht von erstrangiger Bedeutung, denn auch Quellen, die 40 bis 70 Jahre nach den berichteten Ereignissen verfasst wurden, können diese im Wesentlichen historisch getreu wiedergeben. Zu manchen Vorgängen aus jener Zeit liegen die zeitlich frühesten Bezeugungen noch erheblich weiter, zum Teil Jahrhunderte von den Geschehnissen entfernt, und dennoch werden diese in Geschichtswissenschaft und Schule unbedenklich als reale Ereignisse gelehrt. Bei den Evangelien jedoch gibt es eine geheime, mitunter jedoch auch offen eingestandene *Triebfeder*, um sie möglichst spät anzusetzen: So

⁶ Vgl. etwa Richard Bauckham, Jesus and the eyewitnesses. The Gospel as eyewitness testimony (Das Evangelium als Augenzeugenbericht), Grand Rapids (Michigan) 2006 (positiv rezensiert in: Recherches de Science Religieuse, 2010, 155f).

kann man Wunder ein ganzes Stück leichter „entsorgen“, denn die von vielen behaupteten Legendenbildung braucht Zeit. Sogar echte Zukunftsprophetie fällt unter das Verdikt. Das wird bei der Diskussion um die Datierung von Markus als des angenommenen frühesten Evangeliums deutlich: „... um 70“ heißt es, und ab und zu verrät einer das heimliche Motiv, das dahinter steht, indem er angibt: „Nach 70 *oder in den allerletzten Jahren davor*, als der jüdische Aufstand gegen Rom schon begonnen hatte und man die Katastrophe vorhersehen konnte, die sich über Jerusalem zusammenzog“. Mit anderen Worten: Nach Meinung dieser Gelehrten hätte Jesus nicht wirklich die Zerstörung Jerusalems vorhersagen können, sondern Markus hätte sie ihm ca. 68 in den Mund gelegt und Matthäus und Lukas sie dann von ihm her übernommen.

Außer den weiter unten zu besprechenden Wundern bestreitet der Autor die Geschichtlichkeit der heftigen Reden Jesu gegen die Pharisäer. Diese seien ihm erst nach seinem Tod von den Christen, die sich mit den Genannten auseinanderzusetzen hatten, in den Mund gelegt worden (1, 107). Anders ausgedrückt: Die Evangelien hätten die Reden Jesu im antipharisäischen Sinn *gefälscht*. Das ist ein starkes Stück in Bezug auf die Inspiration, d. h. auf die ständige, vom Trienter Konzil höchstverbindlich bestätigte Lehre, dass die Bücher der HI. Schrift von Gott eingegeben sind. Es ist aber auch historisch mehr als fragwürdig. Denn die andere Partei, die Sadduzäer, sind zwar am Ende gegen Jesus aktiv geworden, weil sie Unruhen und als Folge davon Repressalien der Römer befürchteten; die Quellen aber berichten sehr wenig über Streitgespräche Jesu mit ihnen. Die Römer ihrerseits haben ihn zwar im Endeffekt verurteilt und gekreuzigt, jedoch ohne Überzeugung, unter dem Druck seitens der jüdischen Machthaber. Wenn dann *auch die Pharisäer nicht besonders viel gegen ihn* gehabt hätten, wieso hätte es dann überhaupt zur Anklage vor den Hohepriestern und anschließend vor Pilatus kommen können?

Engel, Satan und Dämonen

Die Rede über die Engel wird, fiktiv im Munde des Evangelisten Lukas, so eingeführt: „Ich spreche in meinem Evangelium von ‚Engeln‘ ...“ (1, 110). Das Wort steht also zwischen Anführungszeichen, und die nachfolgenden Sätze sagen keineswegs, dass es im Sinn des Autors Engel als personale Geistwesen wirklich gibt. In 2, 199 hat man allerdings den Eindruck, dass es so gemeint sein müsse, wenn es dort heißt:

„Christen glauben, dass Engel und Verstorbene bei Gott leben.“ Aber in Klammern wird zum Wort „Engel“ auf ebd. S. 82f verwiesen, und dort wird wiederum, neben realistisch klingenden Aussagen, auch ein Gedicht mit dem Titel „Der Engel in dir“ angeboten und erklärt: „Jeder kann für den anderen zum Engel werden.“ Ein Verwirrspiel demnach, das die realistische Auffassung wirksam unterminiert, es jedoch gleichzeitig erlaubt, im Bedarfsfall darauf hinzuweisen, dass die kirchlich geltende Lehre doch sehr wohl (auch) ausgesagt sei.

„Satan“ oder „der Teufel“ kommen, wenn wir nichts übersehen haben, außer bei der Inhaltsbeschreibung einer Ikone (2, 140), in dem Buch nicht vor. Es ist darin keine Rede von der Ur- und Erbsünde, so dass sich auch eine Erwähnung des Versuchers und Verführers umgehen lässt. Die Dämonen dagegen – von Jesus als „seine (des Teufels) Engel“ bezeichnet (Mt 25, 41) – werden sehr wohl erwähnt, dabei jedoch recht deutlich als nicht existierend erklärt: „Die Dämonen verkörpern Hass, Bosheit und Tod“ (ebd.).

Engel als bloße Symbolbegriffe wegdeuten widerspricht der verbindlichen Glaubenstradition der Kirche, die sich vor allem in der Liturgie bekundet, näherhin insbesondere in der Tatsache, dass seit dem 4./5. Jh. das Sanctus als Gesang der Engel in Ost und West Eingang in das eucharistische Hochgebet gefunden hat: als Ausdruck dafür, dass der Gottesdienst der Kirche bewusst in Einheit mit der himmlischen Liturgie der Engel gefeiert wird.

Womöglich noch eindeutiger gehört die reale Existenz der *gefallenen* Engel zum kirchlichen Glaubensgut, weil Jesus unter Hinweis auf den Teufel die Bedeutung seines eigenen Erlösungswerkes erklärt: „Wenn ich ... die Dämonen durch den Geist Gottes austreibe, dann ist das Reich Gottes schon zu euch gekommen“ (Mt 12, 28); und unmittelbar vor seiner Passion: „Jetzt wird Gericht gehalten über diese Welt; jetzt wird der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen werden“ (1 Joh 12, 31; vgl. auch 1 Joh 3, 8).

Besessenheit

Dass es Menschen gibt, die dämonisch besessen sind, wird von Trutwin eindeutig bestritten: es handle sich in allen angeblichen Fällen um „Krankheiten, Ängste und Einsamkeit“ (1, 112.131). Damit widerspricht er der ständigen Lehre und exorzistischen Praxis der Kirche, die gera-

de auch in unserer Zeit durch die kürzlich erfolgte Neuausgabe des Exorzismus-Rituale nach wie vor aufrecht erhalten wird.

Jesus Christus

Die Antworten des Buches auf die Frage, wer Jesus ist, erscheinen teilweise widersprüchlich. Nach 1, 119 ist er „der Sohn Gottes“, aber die genaue Bedeutung dieser vom Alten Testament her mehrdeutigen Bezeichnung bleibt noch offen. Beim Thema Islam, im selben Band, wird erstmals deutlich, dass Jesus entsprechend dem christlichen Glauben nicht nur Mensch, sondern „zugleich Gott“ ist (205). In 2, 18 dagegen wird die Aussage des Glaubensbekenntnisses, dass er der „eingeborene“ Sohn Gottes ist, dahingehend erklärt, dass damit (lediglich?) der „besonders geliebte“ Sohn Gottes gemeint sei. Zudem hat sich der Autor hier offenbar mit den beiden Bekenntnistexten *vertan*. Wie er angibt, ist die S. 19 präsentierte Bilderfolge im Original überschrieben mit den Anfangsworten „Wir glauben“. Damit ist dann das „Große Glaubensbekenntnis“ (GL 356) gemeint. Links daneben (S. 18) ist dagegen das kürzere, sog. Apostolische Glaubensbekenntnis abgedruckt. Der Unterschied ist gewaltig! Denn allein der *große* Text der Konzilien von Nizäa und Konstantinopel sagt die *Wesensgleichheit* des Sohnes mit dem Vater und seine *ewige Präexistenz beim Vater* aus. Der Hinweis über dem Text des Apostolischen Glaubensbekenntnisses (S. 18), dass die christlichen Kirchen sich mit geringfügigen Abweichungen „an dieses Glaubensbekenntnis“ halten, ist im Übrigen *falsch*. Gemeinsam ist allen christlichen Kirchen nur das große Glaubensbekenntnis, die orientalischen Kirchen dagegen (katholische und nichtkatholische) kennen das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht.

Die *Präexistenz* des Sohnes ist bei Trutwin implizit ausgesagt in der Formulierung „Gottes Sohn, der Mensch wurde“, 2, 87. Doch dem stehen eine Reihe anderer Stellen gegenüber, die eher in die entgegengesetzte Richtung weisen. Der *Anspruch* Jesu, im Leben seiner Anhänger den Stellenwert Gottes einzunehmen, wird nirgendwo erwähnt, entsprechende Stellen, wie etwa: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als *mich*, ist meiner nicht wert“ (Mt 10, 37), werden nicht angeführt. Zu seiner Aussage bei seinem Verhör vor dem Hohen Rat heißt es, er habe *ausweichend* auf die Frage geantwortet, ob er der Sohn Gottes sei (1, 139), und es wird lediglich auf die entsprechende Stelle bei Lukas (22, 70) verwiesen. Dort sieht es jedoch (im griechischen Urtext) *lediglich so aus* (wörtlich: „Ihr sagt, dass ich es bin“). Der Kontext je-

doch beweist, dass damit eine Bejahung der Frage gemeint ist – weshalb die Einheitsübersetzung den Satz anders wiedergibt: „Ihr sagt es – ich bin es.“ Und Markus setzt auch ganz einfach: „Ich bin es“ (14, 62).

Von der Beziehung Jesu zum Vater heißt es in dem Buch, er habe mit Gott „wie zu einem Vater“ gesprochen (2, 99). Das ist zu wenig. Er hat zu Gott *als* zu *seinem* Vater gesprochen. Dass er konsequent „mein Vater“ oder „euer Vater“, niemals dagegen „unser Vater“ gesagt hat, wird den Benutzern des Lehrbuches vorenthalten.

Mit der wahren Gottheit Jesu verträgt es sich nur schwer, dass er an Gott und sein Wort *geglaubt* habe, wie Trutwin es im Anschluss an neuere Theologen behauptet (1, 110; 3, 83.196). In der Schrift ist das nirgendwo gesagt. Im Gegenteil: Es heißt dort, dass er den Vater *kennt*, und zwar so, wie der Vater ihn, den Sohn, kennt (Mt 11, 27 par.).

Jesus hätte von der Syrophönizierin, die er zuerst nicht heilen wollte, *gelernt* und sie deshalb nach anfänglichem Widerstreben doch geheilt (1, 113). Wahr ist, dass er als Mensch die *Dinge dieser Welt* wie Lesen, Schreiben, Rechnen, sicher lernen musste. Was aber das Heil der Menschen und eines jeden Einzelnen betrifft, stand ihm offenbar das göttliche Wissen zur Verfügung; s. dazu Paulus in Gal 2, 20: „... der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“; und Petrus, bei Joh 21, 17: „Herr, du weißt alles; du weißt, dass ich dich liebe.“

Christen glauben im Übrigen nicht bloß, dass „manche Prophetenworte“ sich bei Jesus erfüllt haben (2, 45), sondern sie *stellen fest*, dass das für einige davon zutrifft, und sie glauben (u. a. als Folge davon) auf sein Wort hin, dass die gesamte vorhergehende Heilsgeschichte und insofern *alle* Prophetien des Alten Testaments sich in ihm und in seiner Kirche erfüllt haben und noch weiter erfüllen.

Eher eine historische als eine religiöse Fehlaussage ist es, wenn es in 2, 123 heißt, Jesus sei von Pilatus verurteilt worden, weil er „ein Drohwort gegen den Tempel gesprochen hatte“. Allen Angaben der Quellen nach hat die von Jesus gesprochene und von vielen Hörern missverständene *Tempelprophetie* bei der Verhandlung vor den jüdischen Autoritäten, nicht aber bei Pilatus eine Rolle gespielt.

Zur Aufgabe Jesu in dieser Welt heißt es in 3, 27, er hätte in Wort und Tat *gezeigt*, was der Wille Gottes ist ... (links unten), und im Übrigen würden die „Sinn-Bilder“ der Bibel den Glauben an Gott verkünden, der sich selbst mit den Leidenden *solidarisiert* (rechts unten). Das ist nicht falsch, jedoch viel zu wenig. Demgegenüber findet sich in den vorhergehenden Bänden schon etwas mehr ausgesagt oder wenigstens flüchtig angedeutet: Jesus sei „wie eine Brücke, die die Menschen mit Gott verbindet“, und darum nach christlichem Glauben auch „Retter“ und „Heiland“ (2, 87). Aber *woraus* alle Menschen es nötig haben gerettet zu werden, bleibt schleierhaft, weil Teufel und Erbsünde verschwiegen werden. Am deutlichsten wird das Eigentliche noch in 2, 123 ausgesprochen: „Der Glaube sagt, dass Jesus für die Sünden aller Menschen gestorben ist.“ Aber wenn nicht alle Menschen innerlich von der Ursünde betroffen wären, dann könnte für viele von ihnen – ganz sicher etwa für alle, die sterben ohne den Vernunftgebrauch erlangt zu haben – *keinerlei Bedarf* bestehen, dass Jesus für sie sterben würde.

Zu wenig ist es auch, was der Autor seinen fiktiven exegetischen Fachmann im Blick auf die Zukunft der Menschheit in 2, 62 sagen lässt: „Er ist der Sohn Gottes, der die Ehre Gottes sucht und den Frieden für alle Menschen will.“ Dass er auch der kommende Richter ist, der die Menschen in Gerettete und Verworfene scheidet, bleibt ausgeblendet.

Schließlich hat der Autor etwas übrig für die Frage: Was würde Jesus tun, wenn er „heute unter uns leben“ würde? (1, 146). Doch diese Frage ist *unsinnig*, denn heute lebt er ohnehin unter uns in seiner Kirche, die sein Leib und seine Braut ist und die zusammen mit dem in ihr wirkenden Heiligen Geist zu ihm ruft: „Komm!“ (Offb 22, 17). Damit aber ist kein Wiederkommen ins irdische Dasein gemeint, sondern sein endgültiges Kommen in Herrlichkeit. – Als Einleitung zu einer Schülerarbeit mit der genannten Frage dient ein ausschließlich innerweltlich-horizontalistisch ausgerichteter Text von Gudrun Pausenwang. So, wie darin geschildert, hat Jesus sich auch damals mitnichten verhalten.

Der Begriff des *Opfers*, der unbedingt zur Erlösungsfunktion Jesu gehört, *fehlt* in diesem Zusammenhang wie überhaupt der Bezug auf das Neue Testament, auf die Eucharistie und die Kirche. Auch in Bezug auf das Alte Testament erscheint er nur am Rande, keineswegs mit dem Stellenwert, der ihm dort zukommt: 1, 99: beiläufig: bei den Samaritern; 100: lakonisch: „Im Tempel (in Jerusalem) werden Gott Tiere geopfert.“

Dabei ist das, was das Opfer Jesu ausmacht, in dem oben zitierten Satz des Lehrbuchs ohne den Gebrauch des Wortes sehr wohl ausgesagt: Er ist „für die Sünden aller Menschen gestorben“. Es gibt *nur zwei Arten*, wie man für andere sterben kann: entweder, indem man sich unter eigener Lebensgefahr einer irdischen Gefahr entgegenstellt, die ihnen droht, oder indem man sich Gott als Opfer darbringt.

Außer seinem Leiden und Sterben für uns sind noch zwei andere Vorgänge aus dem Heilswerk Jesu in das Glaubensbekenntnis eingegangen: seine jungfräuliche Empfängnis und seine Auferstehung.

Die Jungfrauengeburt

Dazu heißt es lapidar, diesmal aus dem Mund des Evangelisten Lukas: „Was ich davon erzähle, kann man nicht wie ein alltägliches Ereignis im Geschichts- oder Biologiebuch untersuchen. Ich erzähle in symbolischer Sprache ..., wie es zugeht, wenn Gott auf unerwartete Weise zu den Menschen kommt“ (1, 120; ähnlich, wenn auch etwas verschlüsselter formuliert in 3, 93). Eine solche Wegdeutung des leibhaftigen Geschehens ist zudem nur die Anwendung eines allgemeinen Prinzips des Autors, das gleich noch im Zusammenhang mit den von Jesus in seinem irdischen Leben gewirkten Wundern zu besprechen ist.

Die Auferstehung

Dasselbe System dient auch hier zur „Entsorgung“ des leibhaftigen Geschehens: Jesus ist „auferstanden“, ja; sein Leichnam ist dabei jedoch ein Leichnam geblieben. Dem kritischen Leser muss allerdings auffallen, dass der Autor zu sagen vergisst, wo denn dieser Leichnam seiner Meinung nach hingekommen sein soll! Doch die Leugnung der Wiederbelebung liegt im Text eindeutig zu Tage. „Nur in der Sprache der Symbole“ lasse sich sagen, was „Auferstehung“ heißt (1, 142). Gleich zweimal wird dazu ein *Fernsehteam* bemüht. Wäre ein solches dabei gewesen, „es hätte nichts von der Auferstehung filmen können“ (ebd. und 2, 124). Bei einer realen Auferstehung hätte es sehr wohl die unmittelbare Folge davon filmen können: das Zusammenfallen der Binden und Tücher, die bis dahin den Leichnam umhüllt hatten. Dass der als Augenzeuge berichtende Lieblingsjünger minutiös vermerkt, *wie* diese Tücher im leeren Grab gelegen haben, und es anschließend von ihm selbst heißt: „... er sah und glaubte“ (Joh 20, 6-8), kann nur einen guten Sinn haben, wenn er aus der Position der Tücher auf die erfolgte Auferstehung geschlossen hat, und zwar zu Recht, weil Grab-

räuber nicht so gearbeitet hätten; sie hätten, um nicht entdeckt zu werden, in höchster Eile gehandelt, wären nicht auf den Gedanken gekommen, die Leiche zu entkleiden – und wenn, dann hätten sie die Tücher nicht so angeordnet, wie sie faktisch da gelegen haben.

Es ist kaum zu glauben, dass der Autor als erstes Geschehen nach dem Tod Jesu – ohne das Auffinden des leeren Grabes, die Erscheinungen des Auferstandenen und die dabei von ihm gegebenen Beweise zu erwähnen – behaupten kann: „Seine Freunde waren sich sicher, dass Gott ihn nicht im Tod gelassen, sondern auferweckt hat“ (1, 119, rechts oben; ähnlich 2, 124, links oben).

Soweit die Quellen von deren ersten Reaktionen sprechen (Mt 28, 17; Markus-Schluss: 16, 10-14; Lk 24, 21-24; 37-41; Joh 20, 24-29), berichten sie, dass wenigstens die Männer unter ihnen sich anfänglich gegen eine entsprechende Glaubenszustimmung gewehrt haben, so dass Jesus sie bei seinen Erscheinungen sogar dafür getadelt hat. Das ist, genau wie ihre Flucht in der Nacht der Verhaftung Jesu, kein Ruhmesblatt für sie. Es ist daher schwer vorstellbar, dass die Evangelisten oder die Verfasser der von ihnen benutzten Quellen ein solches Verhalten frei erfunden hätten – zu einer Zeit, als dieselben Männer als Apostel, Missionare und Gründer von Gemeinden unter Christen hoch in Ehren standen.

Ähnlich unglaublich ist es, wenn Trutwin Maria von Magdala erzählen lässt, sie habe Jesus beim Grab „wie im Traum“ gesehen. Nichts, was das Neue Testament im Zusammenhang mit der Auferstehung sagt, erinnert an Traum oder Träumereien. Die Zeugen wussten wohl, dass, wenn sie dies weitersagten, ihnen dasselbe Schicksal drohte, wie Jesus es erfahren hatte. Alles, was sie darüber berichten, klingt höchst nüchtern und sachlich, angefangen von der bereits erwähnten, trockenen Aufzählung der Zeugen in 1 Kor 15, mit der zweckdienlichen Angabe, dass die meisten davon zur Zeit der Abfassung noch lebten (und damit befragbar waren).

Wegdeutung der Wunder insgesamt

Wunderberichte, so heißt es, seien Erzählungen „in einer wunderbaren Sprache, wie es die Dichter versuchen“, wenn sie nicht leicht wahrnehmbare Wirklichkeiten darstellen (1, 118, oben links). Den Evangelisten Lukas lässt der Autor rein fiktiv erklären: „Wenn ich darauf aufmerksam machen will, dass wir auf Jesus in allen Stürmen des Lebens

vertrauen dürfen, dann erzähle ich eine Geschichte, in der Jesus über einen stürmischen See wandelt. Wenn ich von einer Totenerweckung schreibe, so meine ich, dass Gott durch Jesus allen Menschen unvergängliches Leben schenken will“ (1, 119).

Bei der Aufzählung von Arten der Wunder Jesu (ebd. 131, oben rechts) werden echte Wunder (Krankenheilungen, Besiegen des Todes) zusammen mit Nichtwundern (Kinder lieben, Trauernde trösten) aufgezählt. Eine dritte Art echter Wunder, die Vermehrung von Brot und Fischen, wird verundeutlichend als „Hungernde sättigen“ bezeichnet und damit fälschlich zu einem Nichtwunder heruntergestuft: ein betrügerisches Verwirrspiel, zum Schaden der Schüler, und reiner Unfug im Umgang mit den Texten.

Anschließend (S. 132f) werden unter dem Titel „Wunder heute“ eine ganze Reihe Vorgänge aufgezählt, die insgesamt keine wirklichen Wunder sind. Von den *echten* heutigen Wundern, die von der Kirche kritisch geprüft und anerkannt worden sind, findet sich in dem Buch dagegen keine Spur! Das ist insofern verständlich, weil ein paar Beispiele davon die ganze Schreibtischkonstruktion zur Wegdeutung der neutestamentlichen Wunder wie ein Kartenhaus zusammenfallen ließen. Denn wenn derartige Fakten für die jüngste Vergangenheit und die paar Jahrhunderte davor derart gut belegt sind, wieso sollten die ähnlichen Ereignisse bei Jesus und den Aposteln dann samt und sonders als „dichterische Versuche“ erfunden worden sein?

Der Autor übergeht die kirchlich anerkannten Wunder unserer Zeit jedoch nicht bloß mit Schweigen, sondern versucht sie mit einem üblen Trick auszuschalten, so dass sie seinen Darlegungen nicht in die Quere kommen können. Unter der Überschrift „Wunder oder nicht“ führt er fünf Beispiele an. Das dritte lautet: „Lene (54) leidet sein zwei Jahrzehnten an Schlafstörungen. Sie fährt zu dem ... Marienwallfahrtsort Lourdes. Dort wird sie geheilt“ (2, 90). Damit wird suggeriert, dass die Wunder von Lourdes insgesamt Ereignisse von dieser Preislage sind. Informierte wissen, dass derartige Heilungen im Medizinischen Büro nicht einmal für eine Voruntersuchung zugelassen werden und dass die anerkannten Lourdes-Wunder von ganz anderer Qualität sind. Aber dreizehnjährige Schüler sind in der Regel in dieser Beziehung nicht informiert und werden es an keiner Stelle dieses Lehrbuchs. Hier wird demnach eine ganz hinterhältige Desinformation betrieben.

Gewiss wird später, in 2, 157, vernünftiger über Lourdes gesprochen, jedoch ohne Erwähnung der Heilungen; und noch einmal in 3, 120, wo es dann heißt: „... der Ort wurde für Kranke wegen wunderbarer Heilungen zu einem der größten Wallfahrtsorte der Welt.“ Der oberflächliche Leser könnte den Eindruck gewinnen, hier würde die Irreführung mit den Schlafstörungen von 2, 90 wenigstens in etwa korrigiert. Dem *kritischen* Leser fällt jedoch auf, dass „wunderbare Heilungen“ *bei weitem nicht dasselbe* sind wie „Heilungswunder“. Er wird auch hier einen Hinweis auf das Medizinische Büro und dessen extrem strenge Überprüfungsmethoden vermissen, gleichzeitig aber auch begreifen, warum der Autor diese Tatsache verschweigen und verdrängen muss.

Denn der kritische Leser wird sich erinnern, was ihm in 2, 91 aufgefallen und aufgestoßen ist. Denn dort werden wirkliche Wunder, d. h. natürlich nicht erklärbare Vorgänge, die im jeweils gegebenen Fall (und, soweit zu ermitteln, immer *nur*) im Kontext von Glauben und Gebet vorgekommen sind, in platt-rationalistischer Weise *für unmöglich erklärt*. Viele Wunderberichte des Neuen Testaments, so heißt es dort, seien „Glaubenserzählungen“, die nichts anderes aussagen, als „dass Jesus auferstanden ist“ (in dem oben dargestellten Sinn, wie Trutwin „Auferstehung“ versteht). Derartige bloße „Glaubensgeschichten“ seien vor allem „die 9 Texte, in denen die Gesetze der Natur außer Kraft gesetzt sind, z. B. Gang auf dem Wasser, Seesturm, Weinwunder in Kana und drei Totenerweckungen. Ihnen liegen ungewöhnliche Erfahrungen mit Jesus zugrunde ...“ – aber eben *nur ungewöhnliche* Erfahrungen (die es auch sonst immer wieder im Leben gibt), nicht die Wunder-Erfahrungen, die da erzählt werden. Das Schema ist altbekannt: Naturwunder – nein; Heilungswunder und Exorzismen – ja, weil und insofern sich diese als Psycho-Wirkungen erklären lassen.

Gesondert behandelt der Autor später noch einmal in 3, 13 die Auferweckung des Lazarus (Joh 11, 39-44) und charakterisiert diese Perikope als eine „ausführliche Bildgeschichte“, unter Verweis auf die eben zitierten Seiten von Band 2. Verständlich, dass er diesmal, um das zu erklären, nicht den Evangelisten fiktiv in den Unterricht einlädt. Denn dieser lässt an zwei nachfolgenden Stellen deutlich erkennen, dass er die Erzählung ganz anders gemeint hat – nämlich schlicht realistisch, so wie sie klingt. Er tut es, indem er von ganz handgreiflichen gesellschaftlichen Folgen des Ereignisses berichtet: Joh 11, 45f; 12, 1f.9-11.

Was das Problem betrifft, das der Autor – und außer ihm viele andere Menschen – bezüglich der „außer Kraft gesetzten“ Naturgesetze haben, ist Folgendes zu beachten. Für die gesamte christliche Überlieferung gehört das Durchbrechen des naturgesetzlichen Ablaufs der Dinge *notwendig zu jeglichem Wunder im eigentlichen Sinn des Wortes*. Statt „Durchbrechen“ oder „außer-Kraft-Setzen“ kann man dazu aber auch „Überschreiten“ oder „Indienstnahme“ der Naturgesetze durch Gott sagen. Und es ist hilfreich, darauf hinzuweisen, dass in einem gewissen Sinn selbst wir Menschen eine solche Überschreitung zu bewirken vermögen und es täglich auch tun. Wasser z. B. läuft nach Naturgesetz immer den Berg hinunter, kaum jemals hinauf, jedenfalls nicht in sinnvoller und wohltuender Weise, sondern viel eher in sinnzerstörender Weise, etwa bei einem Tsunami. Wir Menschen aber nehmen es in Dienst, so dass es auch höher gelegene Felder fruchtbar macht und selbst auf der obersten Etage eines Wolkenkratzers das Duschen ermöglicht. Auf einer solchen Indienstnahme der Naturgesetze beruht das gesamte Kulturschaffen des Menschen. Das ist keine „Vergewaltigung“ der Naturgesetze, vielmehr entspricht es offenbar ihrem innerweltlichen Daseinszweck. Ihre höchste Berufung aber ist es, von Gott in Dienst genommen zu werden, um seine Offenbarung in Jesus Christus mit höchster Glaubwürdigkeit zu bezeugen.

Was die kirchlich anerkannten oder von Historikern belegten heutigen Wunder angeht, ist darauf hinzuweisen, dass dazu nicht nur Heilungen, sondern durchaus auch Naturwunder gehören, wie etwa Vermehrung von Lebensmitteln⁷ und, im Jahr 2000 in Brasilien, die Tatsache, dass ein Kind im Mutterleib auf Gebet hin 16 Wochen lang ohne Fruchtwasser überlebt hat und gesund zur Welt kam. Ein Heilungswunder war das nicht, denn vom fortdauernden Verlieren allen Fruchtwassers, das man ihr ärztlicherseits zu beschaffen versuchte, wurde die Mutter gerade nicht geheilt. Das Ereignis ist dokumentiert in „Fons Vitae“, der internationalen Ärztezeitschrift von Lourdes⁸. Es handelt sich jedoch nicht um ein Lourdes-Wunder, die Rettung von Mutter und Kind wurde vielmehr im Blick auf die Heiligsprechung der Ärztin Gianna Beretta-Molla erbeten, erlangt und anerkannt.

⁷ Vgl. dazu F. Reckinger, wie Anm. 2, 97-100.

⁸ Nr. 294, April 2006, 21f.

Angesichts der intellektuellen Verrenkungen, die notwendig sind, um diese Dinge nicht zu sehen oder sie wegzudeuten, verwundert es, wenn der Autor des Lehrbuchs andere Berichte, die anerkanntermaßen legendären Charakters sind, in einer Art wiedergibt, die zur Leichtgläubigkeit verleiten kann – so insbesondere die angebliche Kreuzigung des Petrus mit dem Kopf nach unten (1, 155). Oder was soll es, wenn die Magier aus dem Osten (Mt 2, 1-12) zwar korrekt als Sterndeuter bezeichnet werden, dahinter jedoch zwischen Klammern und mit Fragezeichen auch die Benennung als „Könige“ erscheint, die das Mittelalter ihnen in eindeutig legendärer Weise beigelegt hat (3, 91)?

Liturgie und Sakramente

Zur **Taufe** (1, 184; 2, 162f) *fehlt* das Thema Erbsünde, ebenso die innere Umwandlung in die Gemeinschaft mit Gott (und *erst dadurch* in die Kirche als die Gemeinschaft der Christen). Die Taufe von Kindern im Schulalter fehlt, die Erwachsenentaufe wird mehr als dürftig in einem einzigen Satz erwähnt (1, 184 oben links). Von Neuevangelisierung findet sich keine Spur, alles dreht sich in Wort und Bild um das *einzelne* Kleinkind und seine Familie, ohne die Mitfeier der Gemeinde oder wenigstens einer Gemeindevertretung.

Zudem wird dann auch noch einem heutigen Dreizehnjährigen gesagt, bei seiner Taufe hätten Eltern und Paten das Glaubensbekenntnis *für ihn* gesprochen. Ist die Liturgiereform denn so schlecht angekommen – selbst bei Autoren von Religionsbüchern? 1970 hat doch die lateinische Kirche erstmals in der Geschichte einen wirklichen Kindertaufritus geschaffen – der vorhergehende war nur ein gekürzter Erwachsenentaufritus gewesen. Nur deshalb wurde darin das Kind fiktiv mit den Absage- und den Glaubensfragen angesprochen, worauf (ursprünglich nur) die Paten, in letzter Zeit ortsweise auch die Eltern ebenso fiktiv antworteten, wie wenn sie das Kind wären.

Diese Fiktion hat aber seit 1970 ein Ende. Das Kind wird mit den Fragen nicht mehr angesprochen, sondern in erster Linie die Eltern, sekundär auch die Paten – und sie werden nur nach *ihrer eigenen* Absage und ihrem Glauben gefragt, nicht nach denen des Kindes. In Bezug auf dieses werden die Eltern nur gefragt, ob sie bereit sind, es im Glauben zu erziehen, und die Paten, ob sie bereit sind, die Eltern dabei zu unterstützen.

Von der **Firmung** handelt nur ein einziger Halbsatz: „... wenn er (der als Kleinkind Getaufte) heranwächst und selbständig wird“ (1, 182). Damit wird eine auf deutsche und österreichische Pädagogen der Aufklärungszeit zurückgehende und derzeit in unserem Sprachbereich vorherrschende Altersbestimmung, die heute, im Blick auf die Gesamttradition der Kirche, sehr umstritten ist, wie eine Art Definition des Sakramentes ausgesagt. Theologisch zutreffender sollte es, unabhängig vom Lebensalter heißen: „... wenn seine Taufe vollendet wird“.

Hinsichtlich der **Eucharistie** wird, trotz der Nähe zu einem rein innerweltlich-horizontalistischen Text über „Brot“ von Hubertus Halbfas nach Wilhelm Wilms, die Realpräsenz (wahre Gegenwart) Jesu in der Gestalt des Brotes dennoch hinreichend ausgesagt (1, 135). Genau wie hinsichtlich des Todes Jesu wird auch hier der Opfercharakter der Feier konsequent verschwiegen, selbst da, wo der jeweilige Kontext es besonders nahegelegt hätte, davon zu reden: in 1, 185, oben rechts, wo darauf hingewiesen wird, dass der Tisch der Eucharistie auch als „Altar“ bezeichnet wird (185) – denn dieses Wort wird im Lexikon als Opferstein oder Opferstätte ausgewiesen. Auch da, wo über die Lehrentscheidungen des Trienter Konzils berichtet wird (2, 151), ist nur von der wahren Gegenwart, nicht aber vom Opfer die Rede, obwohl das Konzil beides gleich stark betont hat.

Die **Weihe**, von der es sich doch wohl herumgesprachen hat, dass sie *in drei Stufen* als Bischofs-, Priester- und Diakonenweihe existiert, wird noch immer einseitig als „Priesterweihe“ bezeichnet (1, 178.182.192). Bei der Beschreibung des Vorgangs der Priesterweihe (178) wird der wesentliche Ritus (die Handauflegung) nicht von den Zusatzriten unterschieden, bei der Bischofsweihe (179) wird derselbe wesentliche Ritus gar ganz *weggelassen* und nur die Zusätze erwähnt – und die Diakonenweihe (ebenfalls durch Handauflegung) fällt gar *insgesamt unter den Tisch*. Auch bei der Aufzählung der kirchlichen Ämter kommt der Diakonat nicht vor!

In dem, was zum *Sonntag* gesagt wird (3, 178-181) findet sich viel Gutes, doch sollte deutlich gemacht werden, dass es ein *anderer* Tag ist als der Sabbat, auch wenn im Lauf der Zeit einige Elemente der Sabbatpraxis in die Konzeption und die Gestaltung des Sonntags übernommen wurden.

Die Kirche

Gut und ausgewogen finden wir den Abschnitt „weltweite Kirche“ von 1, 176f, mit ansprechend aufbereiteten Fotos vom Weltjugendtag in Köln.

Groß war unsere Enttäuschung dagegen, als wir ebd. 179 zum Thema Papst die Erklärung gelesen haben: „Seine feierlichen Entscheidungen in Fragen des Glaubens und Handelns gelten für alle katholischen Christen.“ Dieser Satz ist ein schwer entwirrbares Knäuel von Halbwahrheiten und eindeutigen Fehlaussagen. Ob eine Äußerung des Papstes für alle Katholiken gilt oder nur für einen Teil unter ihnen, hängt nicht von der „Feierlichkeit“ ab, mit der sie vorgetragen wird, sondern von den Adressaten, die darin und/oder davor genannt werden. Wenn das etwa nur die Katholiken eines bestimmten Landes oder die Mitglieder einer bestimmten Gemeinschaft sind, dann gilt das Gesagte wenigstens unmittelbar nur für diese.

Angenommen nun, eine Entscheidung des Papstes richtet sich wirklich an alle Katholiken weltweit. Dann erscheint der Begriff „Handeln“ in Trutwins Text sehr missverständlich. Bedeutet es *kirchenrechtliche Anordnungen* oder *Gesetze*, dann gibt es darin in keinem Fall die sog. „Unfehlbarkeit“, einerlei ob die betreffende Entscheidung „feierlich“ oder schlicht und trocken geäußert wurde. Denn die „Unfehlbarkeit“ kann sich nur auf *Lehrentscheidungen* beziehen, weshalb man sie besser als *Irrtumsfreiheit* bezeichnet. Im Blick auf solche Entscheidungen wurde früher häufig die „Feierlichkeit“ ihrer Verkündung als Unterscheidungsmerkmal gegenüber gewöhnlichen und damit nicht unfehlbaren Lehrerklärungen genannt. Seit Jahrzehnten hat man jedoch zunehmend und mit Recht auf diesen Ausdruck verzichtet, um deutlicher zu sagen, was damit gemeint ist. Eine kirchliche Lehrentscheidung erhebt nur dann den Anspruch auf sichere Irrtumsfreiheit, wenn aus ihrem Text und/oder aus dem Kontext ihrer Verkündung hervorgeht, dass sie als *höchstverbindlich* und *unwiderruflich* gemeint ist.

Träger derartiger Entscheidungen war in der Vergangenheit *meistens* das im Papst geeinte, weltweite Bischofskollegium, vor allem dann, wenn es in einem allgemeinen Konzil versammelt war. Erst das Erste Vatikanische Konzil hat 1870 endgültig klargestellt, dass auch der Papst „allein“, d. h. ohne unbedingt alle Bischöfe zu versammeln oder schriftlich zu befragen, Lehrentscheidungen mit diesem Verbindlichkeitsgrad treffen kann. Da diese Erkenntnis in dieser Klarheit damals

neu war und durch Verkündigung in den Kirchen und Kommentare in den Medien bekannt gemacht wurde, hat dies leider zur Folge gehabt, den Blick auf die erheblich früher erkannte Irrtumsfreiheit des gesamten Bischofskollegiums mit dem Papst zu verstellen. Religionsbücher sollten sich daher um *Ausgewogenheit* in dieser Hinsicht bemühen. Von daher ist es gut, dass Trutwin auf derselben Seite 179 oben einen Bischof erklären lässt: „Alle Bischöfe der Welt tragen gemeinsam für die ganze Kirche Verantwortung. Darum halten wir untereinander und mit dem Papst ... guten Kontakt.“ Leider setzt er dagegen in 3, 139 den Papst allein mit der „Leitung der Kirche“ gleich.

In 2, 94, oben links, heißt es von der Kirche als der von Jesus begründeten Gemeinschaft: „In ihr haben alle Menschen Platz. Niemand darf ausgestoßen werden, weil alle von Gott geliebt sind.“ Das ist zumindest missverständlich, so als müssten auch Taufbewerber, die das katholische Glaubensbekenntnis nicht aufrichtig sprechen können oder schwer sündhafte Verhaltensweisen nicht aufgeben wollen, zum Vollzug der Initiationssakramente zugelassen werden oder als dürften Getaufte, die in derselben Situation sind, nicht bis zu deren Behebung von weiterem Sakramentenempfang ausgeschlossen werden. Man sehe dazu etwa Mt 18, 15-17, 1 Kor 5, 1-5.9-13 und 2 Joh 10f.

Übel erscheint in diesem Zusammenhang die Wortwahl „ausstoßen“. Diesen Ausdruck gebraucht *keine einzige Vereinigung* von Menschen in unserem Sprachbereich, denn sie hat immer einen pejorativen Klang. Doch von „ausschließen“ sprechen alle, sie praktizieren es auch laufend (s. etwa die Fußballvereine und die Schiedsrichter gegenüber den Spielern), und niemand hat etwas dagegen einzuwenden – einzig und allein unserer katholischen Kirche aber wollen manche es verwehren. Unsere Religionslehrer sollten sich nicht zu deren Handlangern machen.

Praktisch derselbe madig machende Ausdruck kommt in 2, 163 wieder, wo es heißt: „Keiner wird verstoßen, weil er nicht getauft ist.“ Von dieser Wortwahl abgesehen, ist gegenüber dem damit Gemeinten auf zwei Jesusworte, Mk 16, 16 und Joh 3, 5 hinzuweisen, die die Taufe als *heilswichtig* erkennen lassen. Allein der kirchlichen Tradition und ihrer Fortentwicklung in den letzten Jahrhunderten ist die abmildernde Deutung dieser Worte zu verdanken, wodurch sich der Ausschluss vom Heil nur auf jene bezieht, die ablehnen, obwohl sie von der Verkündigung des Evangeliums nicht nur äußerlich, sondern auch

innerlich soweit erreicht wurden, dass sich für sie daraus die reale Chance der Erkenntnis ihrer Wahrheit ergeben hat.

Gegen die Stellung der *Frau* in der Kirche wird in 1, 113 polemisiert, in 2, 94 ihre Gleichberechtigung aufgrund des Verhaltens Jesu ausgesagt, auf der folgenden Seite gefragt, wie nach der Meinung der Schüler die Kirche (in den vorher angesprochenen Punkten) dem Auftrag nachkomme, „die Gemeinschaft Jesu“ zu sein. Dass mit der geforderten Gleichberechtigung auch der Zugang zu den Weiheämtern gemeint sein soll, wird nicht gesagt, aber das Thema kann bei der Beantwortung der an die Schüler gerichteten Frage nicht ausbleiben. Die vom Buch gelieferten Prämissen weisen dann eindeutig in die Richtung des Widerspruchs gegenüber der geltenden kirchlichen Tradition und Lehre. In 2, 111 wird das Wort von der Gleichberechtigung der Frau gar völlig anachronistisch in den Mund eines jüdischen Priesters im babylonischen Exil (586-538 v. Chr.) gelegt. In kurioser Spannung zu dieser seiner Bemühung um die Frau gebraucht der Autor wiederholt die veraltete und längst als abschätzig empfundene Bezeichnung „Weib“ (2, 160.165).

Für die Mentalität einer „Kirche von unten“ (ohne den Ausdruck), gegen die Kirche als „hierarchische, frauenfeindliche, unmoderne Organisation“, in kritischer Haltung gegenüber der „Meinung“ (sic) des Papstes, wird in 3, 29 eine Lanze gebrochen. Gewiss handelt es sich dabei um den Beitrag einer Schülerin. Aber von solchen Aussprüchen bleibt bei vielen Lesern immer etwas hängen – und für die Aufarbeitung insbesondere des Vorwurfs der Frauenfeindlichkeit bietet das Lehrbuch eindeutig zu wenig Handhabe.

In 3, 29 und 144f werden die Schüler angeregt, ihre „Kirchenträume“ zu äußern. Wir halten nichts von derartigen Träumereien, weil auch Gott sich selbst weder im Alten noch im Neuen Testament seine „Traum-Kirche“ geschaffen hat, sondern eine solche, in der Unkraut und Weizen erst bei der Wiederkunft Jesu endgültig geschieden werden.

Zur Ökumene⁹

„... z. B. die evangelische oder die katholische Kirche“ heißt es in 1, 192 (oben links). „Die evangelische Kirche“ aber *gibt es nicht*. Die EKD (Evangelische Kirche in Deutschland) etwa ist ein erstmals 1948 erfolgter Zusammenschluss von derzeit 22 eigenständigen Gliedkirchen unterschiedlicher Prägung und Ausrichtung. Dass man sie *umgangssprachlich* mit der Einzahl bezeichnet, mag hingehen. Wenn dies jedoch in einem Lehrbuch geschieht, dann bedeutet das, Ungleiches gleich zu machen und die evangelischen Kirchen durch eine katholische Brille zu sehen.

In einer Art Brainstorming zählen Schüleraussagen beobachtete Unterschiede zwischen evangelisch und katholisch auf (1, 193). Da ist es verständlich, dass derart nebensächliche Dinge wie die Kleidung der Geistlichen benannt werden. Doch die wesentlichen Unterschiede kommen auch im weiteren Verlauf nur teilweise und mangelhaft zur Darstellung¹⁰. Wie in nahezu allen Religionsbüchern *fehlt* jener Punkt, zu dem Martin Luther ein ganzes Buch geschrieben hat, um deutlich zu machen, welches für ihn der entscheidende Grund war, um sich von der römischen Kirche zu trennen: weil diese *den freien menschlichen Willen* lehrt, er ihn dagegen leugnete. Diese Tatsache ist u. a. deswegen so wichtig, weil inzwischen die überwältigende Mehrheit der evangelischen Gläubigen die genannte Position des Reformators entweder gar nicht mehr kennt oder sie bewusst aufgegeben hat. Damit bekunden diese unsere christlichen Schwestern und Brüder, gewollt oder ungewollt, *wie Recht* die katholische Kirche damals hatte, sich auf eine Reformation dieser Art nicht einzulassen. Zu erwarten wäre die diesbezügliche Information zunächst in 1, 194, spätestens jedoch in 2, 144 gewesen. Da sie fehlt, sieht es so aus, als hätte Luther lediglich kirchliche Missstände bekämpft und keinerlei Falschlehren verbreitet. Umso mehr ist dies in 2, 143 der Fall, wo der Zustand der Kirche vor der Reformation einseitig negativ dargestellt wird¹¹. Zu Unrecht wird zudem in 2, 144 behauptet, Luther hätte in seiner Jugend und als Student ge-

⁹ Auf die Schiefelage des Buches in diesem Themenbereich hat der „Arbeitskreis von Katholiken im Raum Frankfurt“ am 10.10.2009 in einem Brief an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz besonders hingewiesen (www.katholikenkreis.de).

¹⁰ Zum Folgenden vgl. unsere Handreichung EVANGELISCH/KATHOLISCH (HR 03).

¹¹ Vgl. dagegen die weitaus differenziertere Beurteilung im *Handbuch der Ökumene* I, Paderborn 1985, 182-195.

lernt, der Mensch könne sich „von sich aus für das Gute entscheiden“. Dergleichen wurde in der katholischen Theologie nie gelehrt. Vielmehr stand allerseits fest, dass Menschen nur in der von Gott allen angebotenen Gnade gute Taten setzen können, die zum Heil führen, und dass sie bei der Entscheidung dafür oder dagegen frei sind. Das einzig Nachteilige war dabei: Das Gesagte stand für Theologen und Seelsorger so sehr fest und war so *selbstverständlich*, dass man kaum darüber sprach, sondern sich fast ausschließlich darum bemühte, die freie Mitwirkung der Gläubigen faktisch zu erreichen.

Anschließend heißt es ebd. bei Trutwin von Luther: „Nun *wusste* er: Die Menschen werden allein durch Gottes Gnade, nicht aber durch ihre eigenen Werke gerechtfertigt.“ Ob gewollt oder ungewollt: diese Formulierung mit „wusste“ (von uns hervorgehoben) besagt, dass der Autor sich mit der darin ausgesprochenen Überzeugung identifiziert. Wir nehmen dennoch an, dass dies ein Lapsus war, denn S. 164, unten links, lesen wir das *Gegenteil*, nämlich dass der Christ u. a. „mit guten Werken ... die Vergebung der Sünden erlangen“ kann. Dabei fehlt allerdings die Angabe, in welchem Fall Reue und gute Werke zur Vergebung der Sünden nicht ausreichen, sondern für richtig informierte Christen, sofern ein geeigneter Priester zur Verfügung steht, der Vollzug des Bußsakramentes notwendig ist: immer dann nämlich, wenn *schwere* Sünden vorliegen. Aber die Unterscheidung zwischen schwerer und lässlicher Sünde fehlt überhaupt in diesem Buch!

Der zweitwichtigste Dissenspunkt betrifft die Frage der *apostolischen Sukzession* (Nachfolge in der Amtsvollmacht). Deren Fehlen ist einer der Gründe, weshalb das evangelische Abendmahl katholischerseits nicht als gültige Eucharistiefeyer anerkannt werden kann. Die Frage wird indirekt berührt, wo von der unterschiedlichen Zahl der Sakramente hüben und drüben die Rede ist (1, 192.197). Nachteilig für ein richtiges Erfassen der Zusammenhänge wirkt sich jedoch aus, dass das „Sakrament der Weihe“ hier zwar einmal so bezeichnet wird (1, 197), daneben jedoch wiederum zweimal als „Priesterweihe“ (ebd. und 1, 192). „Bischofsweihe“ erscheint nirgendwo, und dennoch ist es diese, die allein die gültige Weihesukzession gewährleisten kann.

Infolge des Fehlens der beiden genannten Punkte: Leugnung des freien Willens und Ablehnung der Notwendigkeit der bischöflichen Weihesukzession, erscheint die in 2, 147 berichtete Exkommunikation Luthers willkürlich. Zudem bricht der Autor im letzten Abschnitt von S.

146 diskret eine Lanze für Luthers Prinzip von der „Bibel allein“. Die Schüler anschließend (149 unten) zu fragen: „In welchen Punkten gebt ihr Luther Recht?“, ist in sich schon Unfug, um so mehr aber angesichts der defizienten Vorgaben: Alles lässt eine vorwiegende Stellungnahme im Sinn des Protestantismus erwarten.

S. 195 wird die gewohnte Desinformation zum *Begriff* „katholisch“ geboten. Bis zur Reformation hätte er offenbar (im Sinn der Vertreter dieser Theorie) eine über den Köpfen schwebende unsichtbare Kirche bezeichnet, zu der alle Christen und christlichen Kirchen einerlei welcher Couleur und Ausrichtung gehörten (und so wäre er auch im Glaubensbekenntnis zu verstehen). Erst nach der Reformation sei er zur Bezeichnung „der mit dem Papst in Rom verbundenen Kirche“ geworden. Fakt ist dagegen, dass der Ausdruck seit Mitte des 2. Jahrhunderts als Bezeichnung der real und greifbar existierenden „Großkirche“ bezeugt ist. Tertullian etwa berichtet, dass Marcion ca. 180 der katholischen Kirche in Rom einen größeren Geldbetrag geschenkt hat, dass dieses Geld jedoch bald danach, als dessen Häresie (Falschlehre) offenkundig wurde, zusammen mit dem Spender aus der Kirche „hinausgeworfen“ wurde. Ähnlich „handfest“ bestimmt Kaiser Theodosius II. 328, dass die Häretiker die Kirchengebäude, die sie den Rechtgläubigen entwendet haben, „ohne Widerspruch der katholischen Kirche zu übergeben haben“¹².

Hand in Hand mit der Missdeutung des Begriffes „katholisch“ geht beim Autor die Vorstellung, als sei die von Christus begründete Kirche „Ein Baum mit vielen Ästen“ (1, 199) und als solle heute eine „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ als Ziel der ökumenischen Bemühungen angestrebt werden (2, 152). Das stimmt lediglich im Blick auf unwesentliche Unterschiede in den Riten und in Einzelheiten des Kirchenrechtes, nicht in Bezug auf Gegensätze hinsichtlich der verbindlichen Lehre. Hier geht es um die Treue zu dem, was Gott in Jesus Christus offenbart hat.

Obwohl konfessionsverschiedene Ehen nicht grundsätzlich abzulehnen sind, können wir uns dennoch aufgrund von Erfahrungsberichten¹³

¹² Quellenangabe und eine ganze Reihe weiterer Belege für diese Bedeutung des Wortes „katholisch“ genau zu der Zeit, als das Glaubensbekenntnis formuliert wurde, s. bei F. Reckinger, „Die katholische Kirche“, in: Forum Katholische Theologie 20, 2004, 113-131.

¹³ Vgl. etwa einen Leserbrief von Heinrich Jolie, in: Die Tagespost, 20.1.2004, 12.

nicht unbedingt für sie als „konfessionsverbindende Ehen“ (vgl. 1, 198) erwärmen.

Was die *Ostkirchen* betrifft, stimmt die Aussage von 1, 195 nicht, dass das Wort „orthodox“ die „Kirche im Osten“ schlechthin bezeichne. Grob gesehen könnte man sagen: „... die Kirche im Osten, soweit sie nicht in voller Gemeinschaft mit dem Papst steht“. Denn man sollte auf keinen Fall die *katholischen* Ostkirchen sämtlicher Riten übergehen, weder die kleinen, noch die größeren, wie etwa die ukrainisch-katholische Kirche – oder gar die maronitische, die *insgesamt* katholisch ist! Von daher sind „ehrwürdige alte Melodien“ und Ikonen als Unterscheidungsmerkmale fehl am Platz, weil die jeweiligen katholischen Kirchen diese in derselben Weise gebrauchen wie ihre nichtkatholischen Schwesterkirchen. Auch der Begriff „orthodoxe Liturgie“ ist nicht hilfreich. In Wirklichkeit handelt es sich um die *byzantinische* Liturgie, die in gleicher Weise von katholischen wie nichtkatholischen Kirchen gefeiert wird. Auch eine „katholische Liturgie“ gibt es nicht, vielmehr erweist sich unsere Kirche u. a. gerade dadurch als katholisch, dass sie in allen überlieferten christlichen Riten Gottesdienst feiert.

Von daher kann man auch nicht als gesamt-katholisches Merkmal angeben, dass die Priester „ehelos leben“ sollen (1, 197). Das gilt so nur für die lateinische Kirche, in den katholischen Ostkirchen dagegen, wie in den nichtkatholischen, nur für die Bischöfe, während die Priester eine vor der Weihe geschlossene Ehe auch nach der Weihe normal fortsetzen können.

Die *altorientalischen* (aus dem 4.-7. Jh. stammenden) *Kirchen* noch einmal von den orthodoxen (byzantinischen) Kirchen zu unterscheiden, mag für die Mittelstufe als eine Überforderung erscheinen. Aber es tut weh, die *koptische*, *syrische* und *armenische* Kirche mit der griechischen, russischen, serbischen, rumänischen und bulgarischen Kirche zusammen aufgereiht zu sehen (2, 140). Letztere sind alle byzantinischer Prägung, jene dagegen aus einem erbitterten (weitgehend politisch motivierten) Kampf gegen Byzanz entstanden – gegen Rom hatten sie von ihrem Ursprung her nur wenig oder gar nichts einzuwenden. Will man der Komplikation wegen auf den Unterschied nicht eingehen, sollte man diese nichtbyzantinischen Kirchen wohl am besten nicht erwähnen. Ähnlich in 2, 153: Wenn da Kopten erwähnt werden, hätte man auf der Zeittafel S. 152 mit dem 5. und nicht dem 11. Jh. beginnen müssen.

Die Letzten Dinge

In 3, 46f werden die drei jenseitigen Zustände, die es nach katholischer Lehre gibt (bildhaft als Himmel, Hölle und Fegefeuer bezeichnet) vorzüglich erklärt. Gleichzeitig wird, in der denkbar moderatesten Weise, die bekannte Theorie der „Hoffnung für alle“ vorgetragen: „Der christliche Glaube beansprucht nicht zu wissen, ob überhaupt ein Mensch in der Hölle ist“.

Dazu ist zu sagen, dass bis vor kurzem die Gesamtheit der Gläubigen aufgrund der Bibel und der Überlieferung die wirkliche Existenz von verworfenen Menschen als selbstverständlich gegeben ansah. Das gilt sogar für die wenigen Theologen, die vom 3.-6. Jh. mit einer irgendwann in der Zukunft zu erwartenden Apokatastasis (Wiederherstellung) der Verdammten rechneten. Dass es möglicherweise gar keine Verdammte geben sollte, ist eine in der Aufklärungszeit aufgekommene Idee, die sich erstmals seit ca. 1950 innerhalb der katholischen Theologie ausgebreitet hat. Immerhin bleibt hier die Frage *umstritten*, ob die wirkliche Existenz von Verworfenen nicht doch zum Glaubensgut gehört.

Zumindest, so meinen wir, muss man sagen, dass die Theorie von der sog. „leeren Hölle“ *sehr unwahrscheinlich* ist, wenn man die geoffenbarten Heilsbedingungen (Glaube, Hoffnung, Liebe; Freisein von schweren Sünden; Notwendigkeit der Taufe und der Eucharistie; Notwendigkeit des Bußsakramentes für richtig informierte Getaufte, die schwer gesündigt haben und denen ein geeigneter Priester zur Verfügung steht) mit der Art und Weise vergleicht, in der unzählige Menschen leben und ohne Anzeichen von Reue und Buße sterben. Als Argument zugunsten der „Hoffnung für alle“ wird angeführt, dass Gott die im Buch Jona als feststehend angekündigte Drohung, Ninive werde untergehen, im Endeffekt nicht ausgeführt hat. Aber man übersieht dabei, worauf oben schon hingewiesen wurde: dass nach Aussage desselben Buches die Einwohner von Ninive sichtbar und greifbar *Buße getan* haben – in diesem Leben, und nicht etwa in einer hypothetischen Grauzone zwischen Diesseits und Jenseits nach Eintreten ihres klinischen Todes. Aus diesem und weiteren Gründen¹⁴ sind wir der Überzeugung, dass die „Hoffnung für alle“ in dem genannten Sinn eine

¹⁴ Vgl. dazu F. Reckinger, *Alle, alle in den Himmel?*, Altenberge 2002, 152-179.

Hoffnung ist, die niemand weder sich selbst noch anderen Menschen machen sollte.

Weitere in dieselbe Richtung tendierende Stellen finden sich bei Trutwin in 1, 143f, 1, 199, unten rechts (*alle* Verstorbenen?) und 3, 12 („alle Menschen heil“). Dementsprechend *fehlt* auch bei der guten Bilder-geschichte in 3, 66: „... zu jung, um an Gott zu denken ...“ usw., die letzte Station, die den eigentlichen Zielpunkt der Geschichte darstellt: ein Grab, mit dem Kommentar: „... zu spät, um an Gott zu denken“; und in 3, 44 wird „das Ewige Leben für die Menschen“ – gemeint offenbar: für die Menschen schlechthin – in Aussicht gestellt. Kritischer (und damit unseres Erachtens realistischer) erscheinen ein paar andere Stellen: 1, 124: Angelus Silesius: „... ewiglich verloren“; 2, 137: die Motivierung des Thomas More, selbst angesichts der Todesdrohung standhaft seiner Gewissensüberzeugung zu folgen: „... das Letzte, was ein Mensch für sein Heil tun kann ...“; die Weigerung, „meine Seele in Gefahr (zu bringen)“; 2, 112, von Trutwin selbst: in Fortführung der originellen Idee, die Beziehung der Menschen zur Welt und Umwelt als Mietvertrag mit Gott darzustellen: „*Mögliche Anschlussverträge*: der Eigentümer bietet jedem Erdenbürger nach Beendigung seiner irdischen Lebenszeit die Aufnahme in die himmlischen Wohnungen an.“ Da jedoch enorme Menschenmassen sich an einem entsprechenden Anschlussvertrag zeitlebens völlig uninteressiert zeigen, muss es als unvernünftig erscheinen anzunehmen, dass bei ihrem Tode alle einen solchen vorzuweisen hätten.

In einem zweiten Punkt scheint der Autor, wiederum zusammen mit vielen derzeitigen Theologen, von der überlieferten Eschatologie-Lehre abzuweichen. Den Begriff „Seele“ gebraucht er zwar dort, wo er Thomas More zitiert, nicht jedoch in seinen eigenen Ausführungen. Nirgendwo ist vom sogenannten „Zwischenzustand“ zwischen unserem Tod und der allgemeinen Auferstehung bei der Wiederkunft Jesu die Rede, von dem Zustand also, in dem nach herkömmlicher Lehre die Menschen *nur der Seele nach* in einem der drei von Trutwin gut dargestellten Zustände existieren. Er ist demnach offenbar ein Anhänger der Theorie von der „Auferstehung im Tode“, nach der es keine getrennte Existenz der Seele gibt und geben kann. Jesus wäre demnach bereits bei seinem Tod am Kreuz „auferstanden“ – und das wäre (wenigstens an und für sich) gar nicht mal etwas Besonderes, da es ja mit allen Menschen so geschähe.

Solche Theorien haben nur ein Gutes: Sie sind derart weltfremd, dass sie kaum eine Chance haben, von Nichttheologen verinnerlicht und weiter verbreitet zu werden.

Zur Morallehre

Zu diesem Bereich haben wir eingangs vieles unter den positiven Aspekten des Buches hervorgehoben. Auch zu anderen Punkten der Morallehre, wie der Autor sie darstellt, bleibt noch Gutes zu sagen, allerdings vermischt mit Aussagen, die unserer Überzeugung nach der biblisch-kirchlichen Lehre nicht entsprechen und/oder von der Sache her nicht stimmen.

Vom *Gewissen* wird im Anschluss an das 2. Vatikanum weitgehend treffend gesprochen (2, 179f); doch als Vorbild für eine Entscheidung entsprechend der eigenen Gewissensüberzeugung u. a. Martin Luther anzuführen, erscheint uns abwegig, weil spätestens dessen endgültige Verhärtung der kirchlichen Autorität gegenüber, und damit die Besiegung der Spaltung, unseres Erachtens nur auf einem offenkundig *irrigen* Gewissensurteil beruhen konnte.

Dass das Gewissen eines Christen sich „an den Zehn Geboten und dem Liebesgebot“ orientieren soll, wird ebd. zu Recht gesagt. Als Vermittlungs- und Deutungsinstanz sollte dabei aber gleichzeitig auf das Lehramt des Papstes und des Bischofskollegiums hingewiesen werden, weil die Bibel selbst das tut, indem sie das Jesuswort überliefert, wonach die Apostel nicht nur alle Menschen zu Jüngern Jesu machen und ihnen damit die Glaubensbotschaft verkünden, sondern sie auch *lehren* sollen, alles zu *befolgen*, was er ihnen *geboten* hat (Mt 28, 20).

Eine wichtige Gelegenheit, dieser Gegebenheit Rechnung zu tragen, bot sich zwei Seiten weiter (181), wo von „Güterabwägung“ die Rede ist. Was darüber gesagt wird, ist gut, doch es fehlt die vom Lehramt nachdrücklich unterstrichene Aussage, dass es Handlungen gibt, die ihrer Natur nach „in sich“ (und nicht bloß unter Umständen) schlecht sind und darum niemals erlaubt sein können – weswegen in Bezug auf sie eine Güterabwägung gegenstandslos ist¹⁵.

¹⁵ Eine ganze Reihe von Beispielen benennt Johannes Paul II. unter Berufung vor allem auf 1 Kor 6, 9f und auf das 2. Vatikanum, *Gaudium et spes*, 27, in seiner Enzyklika „*Veritatis splendor*“ von 1993, Nr. 80-83 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 111, S. 78-81).

Bei der Erklärung des Liebesgebotes (3, 61) fehlt hinsichtlich der Pflicht, auch sich selbst zu lieben, der Zusatz "... in rechter Weise". Denn *irgendwie* lieben sich alle Menschen mit innerer Notwendigkeit, selbst jene, die sich umbringen mit der Absicht, sich von Leiden zu befreien.

Zu Unrecht wird in 3, 49 von den „sieben Todsünden“ gesprochen und diese anschließend in einer Klammer mit den „Hauptsünden“ gleichgesetzt. Mit Hauptsünden sind in Wirklichkeit „Quellsünden“ gemeint, aus denen andere Sünden hervorgehen. Die meisten der (von einer nichtverbindlichen philosophisch-theologischen Tugendlehre aufgezählten) sieben Quellsünden können aber ihrer Bedeutsamkeit entsprechend entweder *lässliche* oder *schwere* Sünden sein. Letztere werden (oder wurden) auch als *Todsünden* bezeichnet, weil sie die Trennung von Gott und damit den inneren geistlichen Tod bewirken: das Herausfallen aus Gottes rechtfertigender Gnade. Weil das Wort „Todsünden“ aber Assoziationen und Vorstellungen von physischer Todesstrafe wecken kann, bezeichnet man die betreffenden Vergehen besser immer nur als „schwere Sünden“. Gewiss ist es nicht leicht, für alle Gebote und Lebensbereiche die genaue Grenze zwischen schwerer und lässlicher Sünde anzugeben – die Grauzone ist breit. Doch sollte, wie bereits erwähnt, auf diese Unterscheidung in einem Lehrbuch für höhere Schulen nicht ganz verzichtet werden. Denn ohne sie lässt sich vernünftig weder über das Bußsakrament noch über die Zulassungsbedingungen hinsichtlich der übrigen Sakramente reden.

Beim Thema *Aids* wird unter Verweis auf Johannes 9, 3 erklärt, Jesus habe es abgelehnt, „einen Zusammenhang zwischen Krankheit und Schuld herzustellen“ (3, 117). Gewiss hat er das – aber wohl nur in dem Sinn, dass es bei dem Blindgeborenen, zu dem er befragt wurde, und in vielen anderen Fällen nicht zutrifft. Nichts besagt, dass er einen solchen Zusammenhang *in jedem Fall* ausschließen wollte. Anderweitige Stellen des Neuen Testaments erklären sehr wohl, dass Krankheit und/oder unerwartet frühzeitiger Tod Strafe für Sünden sein können: Apg 12, 23; 1 Kor 11, 30-32; Offb 2, 21-23. Gewiss sollen wir mit derartigen Zuweisungen an andere sehr zurückhaltend sein, aber wenn der jeweilige Sünder selbst einen entsprechenden Zusammenhang herstellt, besonders wenn er weiß, dass Sünden, die er begangen hat, ihrer Natur nach dazu angetan sind, eine Krankheit auszulösen, dann hat er nicht „ein grausames Gottesbild“, wie der Autor meint,

sondern er urteilt, denkt und handelt entsprechend der gesamten christlichen Überlieferung. Diese lehrt im Übrigen, dass wir nicht nur durch Leiden, die ursächlich mit bestimmten Sünden zusammenhängen, sondern generell „durch die zeitlichen Plagen, die von Gott auferlegt und von uns geduldig ertragen werden, bei Gott dem Vater durch Christus Jesus Genugtuung leisten können“ – und dass dies „der größte Beweis der Liebe (Gottes zu uns) ist“¹⁶.

In 3, 56f wird sehr gut über die Bergpredigt gesprochen, dann aber (57 oben rechts) an die Schüler die Frage gerichtet, welchen der zitierten Jesusworte sie *zustimmen oder nicht* zustimmen. Doch Jesus ist nicht irgendein Philosoph oder Politiker. Wenn er aber der ist, der er zu sein beansprucht, dann haben an ihn Glaubende gar nicht das Recht, einem Wort von ihm nicht zuzustimmen! Ebenso wenig kann man dem Neuen Testament vorschreiben, welche seiner Aussagen heute noch maßgeblich sein können und welche nicht (wie in 3, 111, oben rechts vorausgesetzt wird). Wenn uns Heutigen da etwas gegen den Strich geht, können wir lediglich – selbstkritisch und mit großer Umsicht – aus dem betreffenden Text und seinem Kontext heraus festzustellen versuchen, ob es sich da im Sinn des Autors um eine praktisch-pastorale Regelung oder Ermahnung an seine christlichen Zeitgenossen innerhalb ihres damaligen Lebenskontextes handelt, die dann heute u. U. nicht mehr gelten würde, oder aber um die Bezeugung der Schöpfungsordnung oder eines überzeitlich gültigen Jesuswortes.

Was soll, hinsichtlich des insgesamt gut behandelten *Tötungsverbot*es, der Abdruck der unsinnigen Äußerung von Leo Tolstoi: „Solange es Schlachthöfe gibt, gibt es auch Schlachtfelder“ (3, 149)? Christsein und Humanität sind doch wohl nicht unbedingt an eine vegetarische Lebensweise gebunden! Dass über die *Abtreibung* im ersten Band gut und richtig gesprochen wird, wurde bereits erwähnt. Sehr gut erscheint im selben Sinn in 3, 161 die fett gedruckte Aussage einer Ärztin: „Eine Abtreibung ist zu jedem Zeitpunkt die Tötung des Menschen“, gefolgt von der rückblickenden Erklärung einer Frau, die 20 Jahre zuvor abgetrieben hat: „Die Situation ist nie richtig, um ein Kind zu kriegen. Man muss sich sagen: egal wie die Situation ist, ich will dieses Kind, denn ob Geld, Mann oder Alter, all das stimmt nie, immer spricht irgendetwas dagegen ...“ Ähnlich gut auch die Erklärung ebd. 162, Mitte links,

¹⁶ Konzil von Trient: Denzinger/Hünermann, Enchiridion Symbolorum, ³⁷1991, Nr. 1693 (vgl. Nr. 1713).

und 163, oben rechts. Leider gibt es dagegen in der Einleitung zum Thema einen Satz, der sich wenigstens leicht missverstehen lässt in dem Sinn, dass „eine schwangere Frau in einer Konfliktsituation ... für ihre Entscheidung Anspruch auf jede Hilfe“ hätte, gegebenenfalls auch für die Planung und Durchführung der Abtreibung (160, oben links).

Zum Umgang mit der *Sexualität* sagt das Buch, wie eingangs festgestellt, das Entscheidende in guter, teils hervorragender Weise. Bedenken und Verbesserungsvorschläge haben wir lediglich zu verstreuten Einzelpunkten dieses Bereiches anzumelden.

„Keuschheit“ wird in 3, 104 mit „sexueller Enthaltsamkeit“ gleichgesetzt. Diesen Sprachgebrauch gibt es, aber er ist gegenüber dem, was innerhalb der kirchlichen Lehre zum Thema ausgesagt ist, nicht angemessen. Denn dort werden mit dem Gegenteil „Unkeuschheit“ die *Sünden* im Bereich der Sexualität bezeichnet. Umgekehrt kann jedoch der Gegensatz von Sexuelsünde keineswegs ausschließlich die völlige sexuelle Enthaltsamkeit sein! Von daher ist mit „Keuschheit“ der vom Geist her *beherrschte* und entsprechend dem Willen Gottes *gestaltete Umgang* mit der Sexualität zu bezeichnen.

Wie vieles andere in dem Buch wird die *einleitende Fragestellung* zur Sexualität textlich und optisch lebensvoll und lebensnah dargestellt (3, 100f). Aber wir fragen uns, ob es in diesem Fall nicht etwas zu „lebensnah“ ist, d. h. ob das, was da geschrieben und abgebildet ist, nicht dahin gehend wirkt, den ohnehin schwer zu beherrschenden Drang anzustacheln, und Fünfzehnjährigen, die noch keine/n Knutschfreund/-in haben, die Meinung vermittelt, als müssten sie sich möglichst schnell eine/n solche/n suchen. Und sollte man wirklich die abartige Idee einer Halbwüchsigen, den Zungenkuss mit ihrer Schwester zu „trainieren“, vor diesem Publikum ausbreiten (3, 102)? Sollte man wirklich Zeitschriften wie „Bravo“ die Ehre einer Erwähnung in einem Lehrbuch erweisen (ebd. 101)? Schließlich wird, in einem anderen Zusammenhang, den Schülern eine im Hinblick auf den Umgang mit Sexualität *sehr üble Adresse* an die Hand gegeben: die „Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung“ (2, 183).

Als Letztes erscheint uns die kritische Bewertung des Kondoms in 3, 117 zu schwach. Es müssten handfeste Forschungsergebnisse vorgelegt werden, wie: Pearl Index: 2-12 (zum Vergleich: Natürliche Emp-

fängnisregelung, bei symptothermaler Methode: 0,3¹⁷); Harvard-Forscher: Kondomverteilung hilft nicht gegen Aids¹⁸; Nuntius Rauber, ehemals Uganda: dasselbe Ergebnis in Afrika beobachtet¹⁹.

Fragen der Pädagogik

Wie im Vorhergehenden bereits angedeutet, sollte auf jegliches Fragen nach der eigenen Meinung der Schüler zu Glaubenslehren verzichtet werden. Ziel eines schulischen Religionsunterrichtes sollte es sein, dass die Teilnehmer die Lehre der jeweils zuständigen Konfessionsgemeinschaft zu den durchgenommenen Themen kennen, sie von der Position anderer Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen unterscheiden können und auch die Gründe kennen, die die Glaubenden der den Religionskurs verantwortenden Konfessionsgemeinschaft zugunsten ihrer Lehren anführen.

Ein erster Grund für ein solches pädagogisches Verhalten betrifft die notwendige Gerechtigkeit bei der Bewertung der Schüler für das Zeugnis. Mag ein Lehrer noch so oft beteuern, er würde nicht nach Meinungsäußerungen bewerten, er wird sich einerseits selbst schwerlich ganz vor einer Beeinflussung durch derartige Äußerungen schützen können – und wenn doch, dann kämen dennoch viele Schüler nicht von dem Verdacht oder dem Gefühl los, dass jene die besseren Noten zu erwarten haben, die meistens das „meinen“, wovon sie wissen oder vermuten, dass der Lehrer es am liebsten hören möchte.

Der zweite Grund ist ein religiös-pastoraler: Schüler, die im Glauben an Jesus als Sohn Gottes innerhalb der katholischen Kirche aufgewachsen sind und die innere Chance hatten, diesem Glauben zuzustimmen, haben nicht das Recht, dessen verbindlichen Inhalte zu bestreiten (sehr wohl aber, kritische Fragen zu deren Begründung zu stellen). Beim Erfragen von Meinungen in einer Schulklasse werden sehr oft die Nichtglaubenden den Ton angeben, Glaubende sich unter Druck gesetzt fühlen und, persönlich angesprochen, zur Verleugnung ihres Glaubens versucht sein. Von daher erscheinen jene Stellen des Buches besonders abwegig, wo Unglauben geäußert und zum Zweifel angeregt wird, wie in 2, 11 – oder gar in 2, 89, wo tendenziell blas-

¹⁷ Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGGG), 2008.

¹⁸ Die Tagespost, 24.3.2009, 4.

¹⁹ Ebd., 21.4.09, 1.

phemische Schülerbeiträge angeführt werden, in denen es von Jesus heißt, er sei „frei erfunden und eine Märchenfigur“; oder: „Ein Ausgeflippter mit Bart, weißem Hemd und Sandalen ...“

Ein dritter und letzter Grund betrifft den Religionslehrer selbst. Seine Liberalität bei der Einladung zur freien Meinungsäußerung bedeutet letztlich immer nur eine *Schein-Offenheit*. Wäre sie das nicht, dann müsste der Betreffende damit rechnen, dass er sich u. U. von Schülermeinungen, die gegen seinen Glauben sprechen, überzeugen lässt und dann, aus Achtung sowohl gegenüber den Schülern als auch gegenüber der Glaubensgemeinschaft, die er vertritt, das Unterrichten dieses Faches aufgibt. Faktisch aber haben offenbar die wenigsten von den Religionslehrern ständig einen alternativen Beschäftigungsplan in der Tasche, sondern machen nach jeglicher Art von Meinungsäußerungen von Schülern weiter – so wie ja auch das Buch weitermacht, als sei nichts gewesen, einerlei wie katastrophal die von ihm erfragten Schüleraussagen für den Glauben ausgefallen sein mögen.

Reine Spielereien wie in 1, 7 und 21, sowie in 2, 34f (das „ABC“) würden besser unterbleiben; ähnlich in 3, 18f, wo einiges eher in eine Psycho-Behandlungsgruppe als in eine Schulklasse passen würde. Das dort abgedruckte Gedicht „Zweite Wahl sein“ kann im Übrigen Schüler bloßstellen, denen es wirklich so ergeht, wie darin beschrieben – und die das meiste daran auch wohl kaum ändern können.

Der katholische Pfarrer, der in 2, 40 zum Thema Jugend und Religion zu Wort kommt, vertritt eine reine Abbau-Mentalität: „Die Jugend ist nicht religiös ... Viele ... gehen kaum *noch* in einen Gottesdienst ... Wenn sie überhaupt *noch* zur Erstkommunion kommen ...“²⁰. Von Neuaufbrüchen unter der Jugend wohl noch nichts gehört!

Da soll es dann ein leibhaftiger katholischer Pfarrer mit Hilfe eines evangelischen Pfarrers richten, der mit ihm zusammen in eine Schulstunde eingeladen wird (2, 142). Insbesondere angesichts der oben festgestellten Fehlleistungen des Buches zu den Fragen um Kirche und Ökumene meinen wir, dass eine solche Einladung die Verwirrung nur noch vergrößern kann.

Das Thema Unauflöslichkeit der Ehe, das, wie oben erwähnt, in dem Buch hervorragend dargestellt ist, wird leider eine ganze Weile vorher,

²⁰ Hervorhebungen von uns.

in 3, 28, auf eine wenig glückliche Weise, die zum Widerspruch gegen die biblisch-kirchliche Lehre herausfordert, ein erstes Mal ins Gespräch gebracht.

Schlussfolgerung

Einerseits haben wir in dem Werk eine ganze Reihe guter, teilweise hervorragender Kapitel und Abschnitte gefunden, daneben aber auch viele andere, die unserer Überzeugung nach in Bezug auf die Lehre der Bibel und unserer Kirche schwerwiegende Fehlaussagen und Defizite aufweisen. Betroffen sind vor allem die grundsätzliche Erkennbarkeit der Existenz Gottes mittels der menschlichen Vernunft, aus der Schöpfung heraus; die Bedeutung der Wunder als Beglaubigung des Anspruchs Jesu; die Realität nicht nur der Heilungswunder, sondern auch der Naturwunder; die wahre, „leibhaftige“ Jungfrauengeburt und die ebenso leibhaftige Auferstehung Jesu. Zu den bedeutsamen Negativpunkten gehört auch die Tatsache, dass das Buch den Zwischenzustand der Seele des Menschen zwischen seinem Tod und der allgemeinen Auferstehung bei der Wiederkunft Jesu ausblendet – und dass das kultische Opfer im Alten Testament marginalisiert und im Neuen Testament sowohl hinsichtlich des Todes Jesu als auch der Eucharistiefeyer ignoriert wird.

Unser Urteil über das Werk kann daher nur ein *zwiespältiges* sein: Einzelne Teile erscheinen uns sehr brauchbar, das Ganze als solches nicht. Ohne erhebliche Korrekturen hätte die Reihe unserer Überzeugung nach auf keinen Fall die kirchliche Zulassung erhalten dürfen.

Herausgegeben von:

ATK – Arbeitskreis Theologie und Katechese e. V.
Seidenweberstr. 3, D-40764 Langenfeld

Internet: www.atk-home.de

August 2010 (aktualisiert 2013)